

Ein Künstlerleben

Autor(en): **Geering, Martha / Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748808>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sale und Probleme zu verknüpfen und zu lösen versteht, mit einer traumhaften Sicherheit und Beherrschung der Materie, die wir bewundern müssen. Er ist aber auch Meister über die Stimmungen, jene der etwas nüchternen kleinstädtischen Geschäftsprosa so gut als die der mannigfaltigen Berg- und Äplerwelt. Dabei ist das Ländchen Appenzell mit entzückender Naturtreue festgehalten. Die durchsichtige Verkleidung wird stellenweise geradezu als überflüssig empfunden. — Nicht alles in diesem Roman steht auf gleicher Höhe. Manche Länge und etliche Niederungen müssen vom Leser in beschleunigtem Tempo durchmessen werden, ehe er sich wieder auf einem beschaulichen Gipfel der Stimmung und der Fernsicht hingeben kann. Der Schluss gar verliert sich allzusehr in einer langweiligen Ebene. Aber es gibt da auch Partien, die man immer wieder und mit wachsendem Genusse aufsucht, wie etwa die köstlichen, humorvollen Bilder aus dem Leben unserer Eisenbahnen oder den nächtlichen Berggang von Herrn und Frau Manuss, diese wundervolle Bergdichtung.

Federers „Berge und Menschen“ schöpfen ihr Dasein aus dem unverriegelten Born des Lebens. Darum sind sie das Werk eines Dichters.

ZÜRICH

O. G. BAUMGARTNER



EIN KÜNSTLERLEBEN ¹⁾

I.

Wir wissen, dass es die Menschen des großen, sehnsüchtigen Willens sind, die Eroberer, die Neuerer, denen sich das Dasein zur Tragödie gestaltet. Wir wissen, dass sie das Leben vergewaltigen, seine Anforderungen abweisen, wenn sie die gerade Linie ihres Strebens biegen wollen, und dass das Leben sich für diese Vergewaltigung an ihnen rächt. Wir wissen es und wollen es doch nicht hinnehmen, wenn sich vor unsern Augen wieder ein edles Wesen an seinen Gesetzen zerstört. Wir rütteln an den äußerlichen Bedingungen, die anders hätten sein können und haben nicht Ehrfurcht vor dem Gesetz, das die Tragödie verhängt. Wir fragen, statt zu schauen, und es muss erst Einer kommen, der uns das fertige Lebensbild ohne Reden und Zutat, nur in seiner eigenen Vollendung vor Augen hält, damit wir vor der Größe der Gesetzmäßigkeit unsere Wenn und Aber sein lassen.

Ein Künstlerleben. Im Berner Dorfpfarrhaus kommt ein Knabe zur Welt; stürmisch ist als Kind schon seine Art. Er macht der klugen Mutter Mühe und zeigt sich widerspenstig in der Schule; doch er betätigt einen auffallenden Nachahmungstrieb und zeichnerische Begabung. In der Enge eines städtischen Zeichenateliers tut er nicht gut. Er muss fort in die Welt hinaus und sich durchhelfen lernen. Vom Münchener Maler-Handwerker hat er sich, große Ziele im Sinn, rasch durchgekämpft zum Schüler der Kunstschule, dann der Akademie. Mit brennendem Fleiß liegt er nun seinen Studien ob; daneben eignet er sich an Kenntnissen auf jedem Gebiet an,

Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte. Dargestellt von Otto Brahm. Bei Meyer & Jessen. Zweite Auflage. Berlin 1911.

was er ergreifen kann. Jahrelang arbeitet er vorwärts; dann gerät er in Geldnot; wieder wandert er aus; in Berlin werden dem Talentvollen, Kräftigen und Frischzugreifenden seltene Erfolge zuteil. Er bekommt die kleine goldene Medaille und ist damit zur Berühmtheit gestempelt. Ehrenvolle Aufträge zeichnen ihn aus. Aber er begnügt sich nicht mit diesen Erfolgen. Den begehrten Bildnismaler reizt es, Kraft und Ehrgeiz an ein neues Studium zu setzen. Mit saurem Fleiß bemächtigt er sich einer andern Technik, der feinen Kunstweise des Radierens. Noch ist ihm aber dieses Studium nicht erschöpft, so tauchen neue Ziele auf, an die er Willen und Kraft wagen muss. Er ist nach Rom übergesiedelt, und unter dem Eindruck der antiken Skulptur gewinnt er die Gewissheit, dass er sich nur in der Plastik ganz aussprechen kann. Mit unbeugsamem Willen, in mächtigem Trieb, alle Hindernisse überwindend, der Hitze des römischen Sommers trotzend, stürzt er sich in die neue Arbeit, immer ringend nach dem letzten, größten, reinsten Ausdruck seines Selbst. Seine Briefe künden von leidenschaftlichem Schaffenszwang, von kühnem Hochflug des Willens, der aber noch gebändigt ist durch die nachprüfende Selbstkritik. Er hat sich zu einer Konzentration des Willens geschult, die keine Hindernisse mehr kennt: alles oder nichts. Er hat keine die Schärfe des Willens mildernde Rücksicht auf Familie oder Gesellschaft zu ertragen; mit der unerschütterlichen Konsequenz, welche die Folge künstlerischer Zucht ist, verfügt er über seine Kraft, seine Zeit und Gesundheit zum Alleinzweck der Vollendung seiner Werke.

Aber das Leben rächt sich, es duldet keine Starrheit des Planes; opportunistisch ist es, jedes Gegensystem stürzt sich selber.

Der Künstler mit dem leidenschaftlichen Willen liebte eine Frau, die große Dame und Gattin war. Sie ward ihm Gönnerin, gütige Freundin, die Vertraute seiner Pläne. Sie trat auf seine Gedanken ein mit prägungsfähiger, leicht zu berauscher Seele, sie umwob aus der Ferne die Arbeit des Einsamen mit Gunst und Teilnahme.

Zu einem Wiedersehen in der Schweiz eilte der Künstler, von Plänen bedrängt, durch unmäßiges Arbeiten überreizt, in höchster seelischer Anspannung. Er findet die Frau glückverlangend, für jede Anregung des Mannes, der potenzierte Kraft scheint, empfänglich. Der Ruhebedürftige kann sich keine Ruhe gönnen; seine zerarbeiteten Nerven wollen neue Reizung; er schmiedet große Pläne mit der Freundin und ihrem Gatten. Und wie das Leben ihm das Beste bieten will, völlige Sorgenfreiheit in vereintem Dasein mit den edlen Freunden, da bricht in der Fülle des Besitzes, im Überdrang der neuen Vornehmungen und in Glück und Sorge heimlicher Liebe die Kraft zusammen, die so lange einem unerschütterlichen Willen gehorcht hat.

Über die kleine und doch so entscheidende Verschiebung von dem, was wir normal nennen, zum Anormalen liegt das Dunkel der Unergründlichkeit. Erbliche Anlage von dem zeitweise geisteskranken Vater lastete ohne Zweifel auf dem Künstler. Wie ihm nun die kontrollierende Geisteskraft bricht, verliert sich sein immer hochfliegender, keine Konzessionen kennender Wille ins Schrankenlose. Pläne zu einem Tempelbau, zu einem grandiosen graphischen Werk, zu landwirtschaftlichem Betrieb im Großen bestürmen ihn in rascher Folge; er kennt keine Hindernisse — und es gibt kein Hemmnis mehr für ihn, die Frau, die er liebt, zu seiner eigenen zu machen. Er ergreift mit ihr die Flucht, das Geld des Gatten zu seinen

Zwecken benützend. Die Briefe, die er zu dieser Zeit im Verfolgungswahn schreibt, geben den Freunden seine Krankheit kund. Und nun das Tragische: Wahnwitziges und Verbrecherisches berühren sich; die Welt richtet; nicht nur das Irrenhaus, sondern der schmähliche Kerker wartet des Gebrochenen. Hier trifft ihn der letzte Schlag: die Freundin, selber krank, zerrieben von den Erregungen, wendet sich von dem Entehrten ab. Das vernichtet ihn; zerknickt seine Schaffenskraft. Wohl erlangt er die Freiheit, die bürgerliche Ehre wieder; der alte Schöpfermut kommt nicht zurück. Er sieht sein Leben des Zwecks beraubt und versucht Selbstmord; doch er verletzt sich nur. Sein letztes Lebensjahr bedeutet ein traurig müdes Ringen um seine Künstlerexistenz. Die verwundete Kraft, die nur der Erfolg noch einmal zum Überschwang schöpferischer Tat hätte empor-treiben können, überwindet die inneren und äußeren Widerstände nicht mehr. Zu guter Stunde naht der Erlöser Tod.

Klargezogen liegt die Linie dieses Lebens vor dem rückschauenden Blick. Aus der Ferne der ausgleichenden Zeit entgehen die kleinen Krümmungen dem Auge, bleiben die wirren Abzweigungen unbeachtet, So wie es sich hier in Dokumenten, in Briefen und Gedichten, und in den Erläuterungen eines liebevoll Betrachtenden darstellt, wird dieses Leben selber zum Kunstwerk. Gerecht oder ungerecht, glücklich oder traurig, schuldig oder unschuldig, sind nicht die Begriffe mehr, mit denen wir es zu fassen suchen. Als eine Spiegelung der Wahrheit stellt es sich dar, groß in seiner furchtbaren Unerbittlichkeit und doch versöhnlich eingegliedert in die Gesetze allgemeinen Geschehens, eine Bejahung der Kausalwirkung und somit des fortzeugenden Lebens selbst.

MARTHA GEERING

II.

Wie wenn er zu einer gerichtlichen Verhandlung hätte Akten zusammen-tragen und sichten müssen, so mutet uns *Otto Brahm* in seinem Staufferbuch an. Er mischt einfache Berichte, Gedichte und Briefe und lässt uns recht eigentlich das tragische Werk, das Stauffers Leben für uns darstellt, selber bauen. Gerade darin liegt die Kraft seines Buches, dass es dieses Miterleben von uns fordert.

Nicht die Erregung, die uns vor geschichtlichen Quellen erfasst, sondern das geläuterte Fühlen, das das Kunstwerk allein geben kann, will uns in seinem vor wenigen Wochen erschienenen Staufferbuch *Wilhelm Schäfer*¹⁾, ein Feinmechaniker der modernen Prosa- und Erzählungskunst, schenken. Vielleicht, dass sein Stil besonders der Ichform wegen, in der dieser Lebensgang geschrieben ist, dem Wesen Stauffers wenig entspricht. Denn dieses fließt nicht als satter ruhiger Strom einher, sondern spritzt ruckweise und polternd wie ein verstopfter Bergquell heraus. Daran ändern kleine Kunstgriffe, um der Sprache etwas Schweizerisches zu geben, wie der Artikel vor Namen — die Lydia, der Dietz — zum Beispiel, nichts. Und eine ähnliche Unstimmigkeit liegt in den zahlreichen Kunstmonologen, die alle innerlich und äußerlich zu gut gekämmt, zu sehr Schäfer und zu wenig Stauffer sind.

¹⁾ Karl Stauffers Lebensgang. Eine Chronik der Leidenschaft von Wilhelm Schäfer. München und Leipzig bei Georg Müller. 1912.

Aber trotz alledem, gut ist das Buch, reich an Einsichten und Aufschlüssen. Gewiss, Schäfer hat emsig Stoff herbeigeschleppt und weiß uns viel mehr zu erzählen als Brahm. Nur verspürt man stets einen gelinden Ärger über die Unsicherheit, was als Wahrheit, was als Dichtung anzusprechen ist. Denn Dichtung ist und bleibt diese „Chronik einer Leidenschaft,“ ein „ausgeklügeltes Buch“, wo alles sich rundet, alles dem selben Kunstzwecke dient, und wo „der Mensch mit seinem Widerspruch“ sich dem Stilgesetz hat unterwerfen müssen. Die Spaltung zwischen Wollen und Können, der Neid der Götter, die jenen hassen, die es ihnen im Erschaffen gleich tun wollen, dieses Seelenelend jener Künstler, die nach höchsten Problemen rangen und sich doch nicht erlösen konnten, das ist der Stoff, den Wilhelm Schäfer in seinem Buch verarbeitet hat.

Und neben diesem heißen Ringen nach dem Genügen vor sich selbst flammt die Leidenschaft auf, die über Gesetz und bürgerliche Wohlanständigkeit hinwegzüngelt und die Wage, die Denken, Wollen, Können und Dürfen im Gleichgewicht hält, verzehrt. Dieser Seelenkampf, der wie eine heroische Dichtung anmutet, lockte Schäfer zu künstlerischer Darstellung, und er bietet uns auch entschieden den stärksten Teil des Buches, das immerhin so viel des Guten bietet, dass ich es, ohne mir ein Wort zu schenken, habe zu Ende lesen müssen, wie ich einmal angefangen hatte.

Freilich nicht immer ohne dass es Nein in mir rief. Die Unzufriedenheit Stauffers mit seinen eigenen Leistungen dürfen wir kaum teilen. Ist es doch eine allgemeine Erfahrung, dass Künstler, die von sich selbst befriedigt sind, vor der Kritik der Nachwelt nicht bestehen können, während jene, die sich selber in keinem Werk genügten und nicht für den Erfolg des Tages arbeiteten, von spätern Geschlechtern wieder hervorgeholt werden. Denn wenn auch ihre Technik nicht, wie bei Mittelmenschen, die bequem auf Anderer Schultern stehen, es leicht zur Vollendung brachte und nicht glatt und untadelig dasteht, so bleibt doch von den Kräften, die im Kampf des Künstlers mit sich selbst tätig waren, eine geheime Macht auch in angefangenen und weggeworfenen Werken zurück und gibt ihnen ewige Geltung. Und das ist der Fall Stauffers, den Schäfer im Interesse seiner Erzählungskunst und seiner eigenen Kunstansicht verwickelter — und doch wieder zu einfach — gemacht hat, als er wohl ursprünglich lag.

Etwas, das den tragischen Ausgang Stauffers mitbestimmt hat, lässt der Verfasser nur leise zuweilen anklingen; als Deutscher durfte er nicht wohl anders. Aber Sache eines Schweizers wäre es, einmal zu sagen, wie in diesem wilden Trauerspiel einmal die Ecke eines Vorhangs aufgeweht wird und wir da einen Blick in unser Philisterium tun, so eklig und schauerhaft, dass wir den Vorhang gleich wieder zuziehen möchten. Da ist nicht nur simpelhaftes, jedes Ernsts entbehrende Auffassung der Kunst, nicht nur ein blödes Zunicken zum Erfolg in fremden Großstädten; da ist Feigheit und Herzlosigkeit, grausames Verlassen eines heimischen Künstlers in tiefster Not auf verläumderische Reden hin, da ist ein Bundesrat, ein Gesandter, ein Attaché, unsere Presse, die Gesellschaft von Bern, von Zürich... was darüber gedruckt und nicht gedruckt ist, das sollte einmal als ein Spiegel fest gerahmt werden, dass man ihn, wenn immer die Zeit dazu kömmt, hochhalten kann.

ZÜRICH



ALBERT BAUR